Da ſtand er auf, packte abermals das Kind am Tuch des Kittels, ſchritt auf die Tür ſeines Zwingers zu, ſtieß ſie auf und legte die blonde Beute in den Schoß jener Frau, von der er ſich ſtreicheln und beweinen ließ.

Er wa ja der König.

Sommer.

Lieblicher Frühling,
Du holder Knabe,
Wohin, ſag an!
Fliehſt du den wilden,
Ueber Gefilden
Jagenden Mann!

Sieh, was du ſäteſt,
Er bringt's zur Reife
In Sonnenglut.
All deine Blüten,
Er wird ſie hüten
Zu gold'ner Frucht.

Sommer, du großer,
Herrlicher Zaub'rer
An der Natur,
Geh' ſegenſpendend,
Reifevollendent
Ueber die Flur!

Seele, du große,
Liebliche Blume
Auf Gottes Au;
Strebe entgegen
Himmliſchem Segen
Im Gnadentau!

Lenker des Weltalls,
Vater der Menſchheit,
Gott ewiglich,
Laß unſre Herzen,
Gleich Opferkerzen,
Reifen für Dich!

Des Geiſtes Walten
Wolle entfalten
Der Tugend Zier.
Am Tag der Ernte,
Mit vollen Garben,
Nimm uns zu dir!

Auxilia.

Wenn Frauen ſchweigen . . .!

Auch heute noch feiert die ſchwatzhafte Frau, die über dem Plauſch mit der lieben Nachbarin ſelbſt das Nächſtliegende vergißt, in den Witzblättern dritter und vierter Güte wahre Triumphe. Man bemüht ſich angelegentlichſt, ſich an den tragikomiſchen Folgen ihrer Klatſchſucht weiden zu können, und bringt die unmöglichſten Uebertreibungen ins Bild. Man braucht nur einen Augenblick an das Thema „ſchwatzhafte Frau“ zu denken, da fallen einem gleich die gewagteſten Witzblatt-Karrikaturen ein. Aber wenn man ehrlich ſein will, muß man zugeben, daß ſich der Typ der allzuviel ſprechenden Frau entſchieden überlebt hat, wenngleich hier keineswegs beſtritten werden ſoll, daß es noch genug Frauen gibt, die über einem Plauderſtündchen mit der lieben Nachbarin gar zu gern ihre Pflichten vernachläſſigen. Sie gehen hin und erzählen, auf dem Hausflur, auf der Treppe, in der Haustür, in der Küchentür und vergeſſen alles um ſich her, bis ſie das Aufziſchen der überkochenden Milch, der wenig liebliche Geruch des angebrannten Bratens oder das Geſchrei des Kindes, das ſich unbeaufſichtigt irgend etwas zu Leide getan hat, daran erinnern, daß außer ihrem intereſſanten Geſprächsſtoff auch noch etwas anderes auf der Welt iſt, um das ſie ſich zu kümmern haben. Doch, wie geſagt, im allgemeinen ſind die Frauen nicht mehr ſo ſchwatzhaft, wie früher. Mancher wird zu dieſer Behauptung ungläubig lächeln, aber ein franzöſiſcher Forſcher hat ſie durch langjährige Studien zweifellos bewieſen.

Dieſer Herr glaubte, ſeit Jahren die Beobachtung gemacht zu haben, daß die Frauen heutzutage bedeutend weniger ſprechen, als das früher der Fall war. Aber er konnte ſich ja auch getäuſcht haben! Um nun wirklich ſicher zu gehen, machte er ſich die unendliche Mühe, Menſchen, die er überhaupt nicht kannte, dort zu beobachten, wo ſie ſich ganz frei bewegten, und über ſeine Forſchungen legte er eine Statiſtik an, die ſeine Aufnahme durchaus beſtätigte. Doch ich will nicht mit dieſer Statiſtik kommen, denn die Statiſtik iſt bekanntlich nicht immer maßgeblich. Aber wenn man ſich ſelbſt einmal aufs Beobachten der lieben Mitmenſchen verlegt, wird man einmal finden, daß die Menſchen im ganzen ſchweigſamer geworden ſind und zweitens, daß die Frauen ihrem Ruf als reizende Schwätzerinnen nur noch ſehr wenig Ehre machen. In Geſellſchaft ſind heute vielfach die Frauen die Schweigenden, während die Männer die Unterhaltung führen. Eine dahingehende intereſſante Feſtſtellung hat man auch im finnländiſchen Parlament gemacht, in dem bekanntlich auch einige weibliche Abgeordnete ſitzen. Dieſe Volksvertreterinnen ſind nämlich ganz das Gegenteil von dem, was man von ihnen erwartete. Sie kümmern ſich nicht viel um die hohe Politik, ſondern beſchäftigen ſich im Parlament vorwiegend mit Frauen-Angelegenheiten. Dabei ſind ſie jedoch politiſch ſehr intereſſiert und erweiſen ſich als hochintelligente und tüchtige Mitarbeiterinnen. Und, was ihre männlichen Kollegen beſonders überraſcht, ſie reden viel weniger als die Männer, ſie reden überhaupt nur das notwendig iſt.

Und der Grund für dieſe wachſende Schweigſamkeit unſerer Frauen? werden viele fragen. Es iſt nicht ſchwierig, ihn herauszufinden. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß das wachſende Intereſſe der Frau am öffentlichen politiſchen und wirtſchaftlichen Leben ſowie ihre geſteigerte Berufstätigkeit diejenigen Faktoren ſind, die unwillkürlich den Redefluß hemmen. Eine Frau, die Zeitungen lieſt (und zwar nicht nur von hinten), die ſich mit allen brennenden Tagesfragen beſchäftigt, die mit offenen Augen durchs Leben geht, die darüber nachzugrübeln hat, wie ſie am beſten in ihrem Beruf vorwärts kommt, wie ihre neueſte Arbeit, ihr jüngſtes Buch oder Bild ſich geſtalten ſoll, iſt ganz gewiß weniger geneigt, lange Stunden zu verplaudern, als es die Frauen früherer Tage waren, die an ihrem eigenen Fortkommen ſowie an der Fortentwicklung der Geſellſchaft wenig oder gar nicht intereſſiert waren. Sie hatten genug Zeit zum Plaudern, ſie plauderten auch manchmal geiſtreich, aber doch mehr oder minder oberflächlich. Heute dagegen iſt die Frau gezwungen, viel und ernſthaft über alles nachzudenken, und dabei vergeht ihr die Luſt zum Schwatzen. Dieſe Erklärung gewinnt noch an Beweiskraft, wenn wir die heranwachſenden Frauen, wenn wir unſere Backfiſche beobachten. Ja, die ſchwatzen noch, wenigſtens größtenteils. Und warum, die allermeiſten gehn noch froh und ohne jede Sorge durchs Leben, mit leichtem Sinn; ſie haben das Grübeln noch nicht nötig, deswegen haben ſie mehr Zeit, mit Freundinnen und Bekannten die Zeit zu verplaudern.

M. M.

Zum Raten und Nachdenken.

Nr. 50: Rätſel.

Der erſt' und zweiten Silbenpaar
Wirſt du als ein Geſchöpf gewahr,
Das gern ſich in die Lüfte ſchwingt
Und froh ein munt'res Liedchen ſingt.

Der dritt' und vierten Paar ergibt,
Was oft zu tun der Jäger liebt,
Und auch im Kriege der Soldat,
Wenn ſich das Heer des Feindes naht.

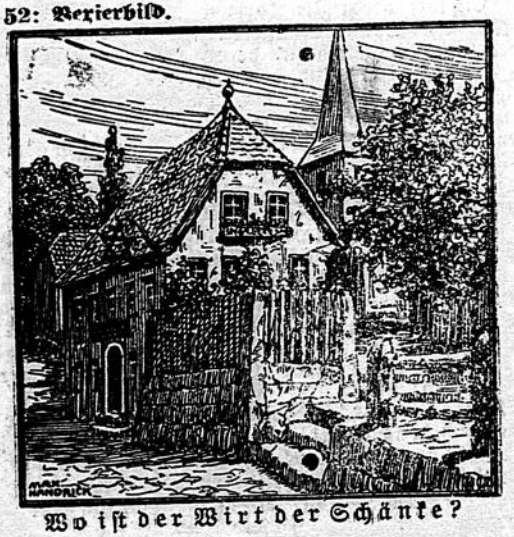
Des Ganzen heitre Luſtbarkeit
Fällt in die ſchöne Sommerzeit,
Und wer Geſchicklichkeit dort zeigt,
Empor zu hoher Würde ſteigt.

Nr. 51: Verwandlungs-Rätſel.

Menſch | . . . . * * | . * . * . . | * . . . * . | **Doktor.**

Wie kann mit drei Hauptwörtern als Zwiſchenſtufen ein Menſch zum Doktor befördert werden, indem man jedesmal die beiden durch Sternchen angedeuteten Buchſtaben des vorhergehenden Wortes ändert?

Nr. 52: Vexierbild.



Wo iſt der Wirt der Schänke?

Auflöſungen aus Nr. 24.

Nr. 48. Silben-Rätſel: Reis, Ende — Reiſende.

Nr. 49: Vexierbild: Man ſtelle das Bild auf die rechte Seite. Eine ſchwebende weibliche Figur berührt mit den Füßen die einzeln ſtehende Kiefer.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 25 Sonntag, den 21. Juni Jahrgang 1925

Die Heimat am Rhein.

O Heimat, teure Heimat,
Wie ſing' ich von dir ſo gern,
Wie bin ich dir treu verblieben,
Von dir auch noch ſo fern!

O Volk, ſo treu und bieder,
Voll Kraft und edlem Mut,
So rein in deinen Sitten,
So wahrhaft fromm und gut;

So heiter, wie dein Himmel,
So warm, wie Sonnenſchein,
So feſt, wie deine Eichen,
So feurig wie dein Wein:

Sollt' ich nicht dein mich freuen
Und rühmen deinen Wert?
Du haſt und biſt ja alles,
Was and'rer Herz begehrt.

O Sonne, ſchöne Sonne
In meiner Heimat Land,
O laſſ' daheim mich wandern,
Die Harfe in der Hand!

Gedeon von der Heide.

Telephoniſch verbunden.

Von A. Malden.

(Nachdruck verboten.)

Unter den Telephonnummern, die in der Telephontrale Fräulein Hedwigs Obhut anvertraut waren, flammte das kleine Glühlicht auf. Fräulein Hedwig hob den Blick, um, wie ſie es immer zu tun pflegte, zuerſt nach der Nummer des anrufenden Apparates zu ſehen. Plötzlich ging es wie helles Aufleuchten über ihre jugendſchönen Züge. Sie hatte Herrn Willbergs Nummer erkannt.

Ah, wenn er es ſelbſt wäre, der da anrief! Jetzt könnte ſie zur Ausführung bringen, wozu ſie ſich ſchon lange gedrängt fühlte, könnte ſich ihm zu erkennen geben. Die Stunde war günſtig. Um dieſe Zeit wurden ihre Dienſte beim Telephon nur ſelten in Anſpruch genommen. Aber er wird wohl wieder nicht ſelbſt am Apparate ſein, ſondern ſein Vater oder irgend jemand aus dem Kontor.

Dieſe Gedanken flogen dem jungen Mädchen blitzſchnell durch den Sinn, während es nach dem Hörapparate griff und ihn ans Ohr führte.

„Halloh!“ rief ſie ins Schallrohr. „Bitte, welche Nummer?“

In ihrer Stimme lag dabei einn leiſes Beben. Plötzlich fuhr es ihr wie ein freudiger Schreck durch die Glieder. Er war es ſelbſt. Sie erkannte ihn an der Stimme.

„Bitte ſehr, liebes Fräulein“, ſcholl es ihr entgegen, „haben Sie die Güte und verbinden Sie mich . . .!“

Fräulein Hedwig hatte ſich raſch entſchloſſen. Diesmal wollte ſie nicht wieder ſo zaghaft ſein. Zugleich überkam ſie jetzt bei ſeinem Anruf etwas wie ſchalkhafte Laune.

„Recht gerne, Herr Willberg“, unterbrach ſie den Sprechenden. „Bitte, mit wem ſoll ich Sie verbinden?“

Sie mußte ſtill in ſich hineinlachen als ſie nicht ſofort Antwort erhielt. Wie mußte er über ihre Anrede überraſcht ſein! Sie hätte in dieſem Augenblick ſein Geſicht ſehen mögen.

Drüben in ſeinem Geſchäftsbureau blickte Herr Willberg auch wirklich ganz verdutzt drein und höchliche Verwunderung ſprach aus ſeiner Stimme, als er nun in das Schallrohr hineinrief: „Wie! Fräulein kennen mich?“

„Aber gewiß, Herr Willberg“, entgegnete Fräulein Hedwig. „Ich erkannte ſie ebenfalls ſogleich an der Stimme.“

„Wie! — Ebenfalls! — Sie erkannten mich ebenfalls! — Bitte, Fräulein — wie meinen Sie das?“

„Nun, ich denke, daß auch Sie mich erkannten. Ihre Anrede ließ es mich wenigſtens vermuten. Sie nannten mich „liebes Fräulein“ —

„Ach, Fräulein, entſchuldigen Sie! Aber ich muß zu meinem Leidweſen geſtehen: ich habe keine Ahnung . . .“

„Wirklich nicht? — Sie kennen mich nicht? — Ach, Sie ſcherzen.“

„Keineswegs, Fräulein. Ich weiß wirklich nicht . . .“

„O, dann entſchuldigen Sie! Ich dachte . . . doch bitte, mit wem wünſchen Sie verbunden zu werden?“

„Ach bitte, Fräulein, das hat ja keine Eile. Vorläufig bin ich doch bereits verbunden — mit Ihnen, Fräulein. Und es macht mir beſondere Freude! Ich bin überdies auch außerordentlich neugierig! Aber bitte, mit wem habe ich eigentlich das Vergnügen?“

„Alſo Sie kennen mich wirklich nicht, Herr Willberg?“

„Wie geſagt, Fräulein, ich habe keine Ahnung!“

„Nun, dann will ich Ihnen eine kurze Geſchichte erzählen. Sie werden dann gleich wiſſen . . . Doch bitte, einen Moment Geduld! Ich werde ſoeben dienſtlich in Anſpruch genommen. Alſo bitte, einen Augenblick!“

Herr Willberg ſtand bei dem Telephon wie auf Nadeln. Die Neugierde folterte ihn förmlich. Wo hatte er dieſe Stimme nur gehört? — Ach, dieſe Stimme! Selbſt durch das Telephon hatte ſie nichts von ihrem Wohlklange eingebüßt. Wie ſie ſich ins Ohr einſchmeichelte und von dieſem förmlich den Weg zum Herzen fand. Ja, ja, zum Herzen! Denn ſeltſam: es war ein eigenartiges, wohliges Gefühl, was dieſe Stimme faſt unbewußt in ſeiner Bruſt wachrief. Ihm war es, als müßte er in Geſellſchaft dieſes Mädchens ſchon eine behagliche Stunde verbracht haben. Ach, das war doch ärgerlich, daß ihm ſein Gedächtnis ſo im Stiche ließ. Er mußte ſich ja vor dieſem Mädchen ſchämen. Wie hatte ſie doch vorhin geſagt: „Ich habe Sie ſofort an der Stimme erkannt.“ Ach, ſie hatte vielleicht mit dem Gedächtnis des Herzens den Klang ſeiner Stimme bewahrt. — Doch, wer konnte ſie nur ſein!

Er forſchte in der Reihe ſeiner Mädchenbekanntſchaften nach. Da — mitten in ſeinem Sinnen fuhr er plötzlich zuſammen, als von drüben mit der hellen Flötenſtimme der Anruf an ſein Ohr ſcholl: „Bitte, Herr Willberg!“

„Jawohl, Fräulein!“ entgegnete er, „bitte, Sie wollten mir eine Geſchichte erzählen?“

„Ja, ich weiß. Um mich Ihnen wieder ins Gedächtnis zurückzurufen. Ich werde ganz kurz ſein. Alſo bitte, hören Sie! — In einem Wiener Hauſe waren einſt zwei Nachbarskinder — ein Knabe und ein Mädchen. Die hatten als Jugendgeſpielen enge Freundſchaft geſchloſſen. Da überſiedelte die Familie des Mädchens in ein anderes Heim. Die Jugendgeſpielen verloren ſich aus dem Auge. Erſt nach langer Zeit, als beide ſchon tüchtig herangewachſen waren, führte ſie der Zufall wieder zuſammen. Auf einem Balle war's . . .“

Die Sprecherin mußte innehalten. Mitten in ihre Worte ſchlug von drüben ein Ausruf an ihr Ohr.

„Ah, Fräulein Hedwig!“

Es lag etwas wie Jubelton in dem Rufe, ſo daß es Fräulein Hedwigs Geſicht in dunkler Röte überflammte.

„Alſo ſehen Sie, Herr Willberg!“ rief ſie zurück. „Ich ſagte es ja, nach meiner Geſchichte werden Sie die Telephoniſtin ſofort erkennen.“

„O, Fräulein Hedwig, ich hätte Sie vielleicht auch früher gleich erkannt. Aber wie konnte ich denken! Ich wußte ja nicht, daß Sie nun im Telephonamte ſind.“

„Ich bin es erſt ſeit kurzem. Ich habe meine Stellung als Buchhalterin gegen den Telephondienſt umgetauſcht, der mir übrigens auch nur die Vorſtufe für das Poſtamt ſein ſoll . . .“

„Ach, wenn ich nur eine Ahnung davon gehabt hätte! Ich würde Sie gewiß erkannt haben! Es wundert mich jetzt wirklich, daß ich nicht ſofort . . . Ihre Stimme ſchien mir ja gleich ſo bekannt. Aber ich konnte mich nicht entſinnen. Sie haben eben ein treueres Gedächtnis.“

„Jawohl, Herr Willberg“, tönte es ihm unter ſilberhellem Lachen zurück. „Wie ja die Treue bei dem ſchwächeren Geſchlecht in all' und jedem ſtärker iſt!“

Herr Willberg fand für das Wort nicht gleich eine Entgegnung. Ihm kam es wieder in den Sinn: „Ja, ſie hat mich mit dem treuen Gedächtniſſe des Herzens feſtgehalten.“ Und halb war es die Schwäche ſtill befriedigter Eitelkeit, halb tiefinnerliche Freude, was ihn darüber erfüllte. Plötzlich aber legte ſich der Ausdruck der Verlegenheit über ſein Geſicht. Ihr letztes Wort brachte ihm etwas anderes in Erinnerung.

„Ach, Fräulein Hedwig“, rief er, ich fühle aus Ihren Worten den Vorwurf heraus. Ich habe Sie um Verzeihung zu bitten …“

Aber ich bitte Herr Willberg!“

„Jawohl, Fräulein, Sie müſſen mir vergeben. Ich ſagte damals auf dem Balle zu Ihnen und Ihrer Frau Mama, daß ich erfreut bin, das alte Freundſchaftsband zwiſchen uns wieder anknüpfen zu können, daß ich mir das Vergnügen machen werde, Sie zu beſuchen, Sie vielleicht ſelbſt wieder auf einen Ball zu führen. — Aber …“

„Ja — aber das ſchwache Gedächtnis!“ unterbrach es ihn hier wieder mit dem fröhlichen Lachen.

„Ja, Fräulein! Ich will nichts beſchönigen. Meine Vergeßlichkeit trug die Hauptſchuld. Aber auch meine plötzliche Erkrankung …“

„Wie ?— Ihre Erkrankung? — Sie waren krank?“

„Es mag mir zum Teil als Entſchuldigung dienen, liebes Fräulein. Einige Tage nach dem Balle mußte ich eine Geſchäftsreiſe unternehmen. Ich zog mir ſchon auf dem Wege eine heftige Erkältung zu, beachtete ſie aber anfangs nicht und hatte den Fehler des Leichtſinns mehrere Wochen lang durch eine fieberhafte Krankheit zu büßen. Zur Erholung mußte ich dann noch für längere Zeit nach dem Süden. So kam es, liebes Fräulein …“

„Ach“, fiel ihm hier Fräulein Hedwig wieder ins Wort, „davon hatte ich ja gar keine Ahnung. Da ſind Sie ja aber auch vollauf entſchuldigt, Herr Willberg, und ich … doch bitte, Sie müſſen ſich abermals ein Weilchen gedulden. Ich habe eben wieder Dienſte zu tun. Ich muß zwei verbinden.“

„… So, Herr Willberg! Da bin ich ſchon wieder!“

„Alſo, die beiden haben ſich ſchon?“ fragte er lachend zurück.

„Haben ſich ſchon!“ kam wie ein Echo gleich heiter der Gegenruf. „Und im nächſten Augenblick habe ich vielleicht wieder zwei andere zu verbinden. Sie ſehen alſo, Herr Willberg, mit einer Telephoniſtin iſt nicht gut zu plaudern. Ich habe aber auch Ihre Zeit ſchon allzulange in Anſpruch genommen. Alſo vielleicht ein andermal wieder! Und nun bitte, mit wem ſoll ich Sie verbinden?“

„Ach, Fräulein Hedwig, ich wäre Ihnen ſehr verbunden, wenn Sie mich noch mit Ihnen ſelbſt verbunden ließen.“

Das helle Lachen, das ſeinem Wortſpiele folgte, erfüllte ihn mit beſonderer Freude.

Und dann kam es unter dieſem köſtlichen Lachen: „O, recht gerne, Herr Willberg. Mich freut es ja ſelbſt, wieder einmal mit Ihnen plaudern zu können. Aber Sie begreifen wohl: Ich bin im Amte und das bringt Pflichten. Es iſt auch ſchon eine ganze hübſche Zeit, daß wir uns da unterhalten. Vielleicht ein anderesmal wieder, Herr Willberg, wenn Sie Luſt und Zeit dazu haben. Alſo bitte, welche Nummer wünſchen Sie?“

„Nun denn, wenn Sie nicht anders können, Fräulein, bitte, Nummer 7349! Doch noch Eines. Fräulein Hedwig: Ich darf mich alſo mit Ihnen ſelbſt bald wieder in Verbindung ſetzen?“

„O, bitte, Herr Willberg, es wird mich freuen!“

„Alſo auf Wiederſehen, Fräulein Hedwig!“

„Auf Wiederſprechen!“ kam es luſtig zur Entgegnung.

„Auf Wiederſprechen!“ verbeſſerte ſich nun gleichfalls Herr Willberg heiteren Tones. Dann fügte er noch hinzu: „Und auch auf Wiederſehen, Fräulein Hedwig — recht bald, recht bald!“

Und ſie ſprachen und ſahen ſich auch wieder — recht bald und wiederholt. Fräulein Hedwigs Geſicht erglühte immer, wenn ſie bemerkte, daß das Signal, welches im Amte ihre Dienſte in Anſpruch nahm, von Herrn Willberg's Telephon ausging, und ſo ſchnell als möglich folgte ſie dem Rufe.

Aber eines Tages ſaß auf dem Platze, von dem aus ſie im Telephonamte ihres Dienſtes waltete, eine andere Da[illegible] Das Schickſal hatte es mit Fräulein Hedwig gut gemei[illegible] und ihr ein anderes Amt, eine andere Würde zuerteilt.

Fräulein Hedwig war Frau Willberg geworden.

Das Eifelkirchlein.

Siehſt du das Kirchlein auf einſamer Höh',
Ein Weilchen, o Wanderer, ſtille ſteh'!
Von himmelragenden Pappeln umhegt,
Will's dir erzählen von altem Geſchlecht
Und ſeinem ſchlichten, frommgläubigen Sinn,
Der allezeit war der Menſchheit Gewinn;
Will ſagen von Blüh'n und Vergänglichkeit,
Von Frieden und Ruh' nach des Lebens Streit.

Maria Abels.

Treue.

Erzählung von Ludwig Blümcke.

(Nachdruck verboten.)

Auf dem Schloßhof von Groß=Lichtenau hatten ſich Taglöhner, Knechte und Mägde verſammelt und ihre Blicke hingen erwartungsvoll an der großen Türe mit dem Löwenwappen, zu welcher der Arzt vorhin hineingegangen war. Die Gräfin lag krank, todkrank, darum wollten ſie alle, denen die Herrin nahe ſtand wie eine Mutter, ein Wort aus des Doktors Mund hören.

Wie ſo mancher befand ſich unter dieſen ſchlichten Leuten mit den verwitterten, biederen Geſichtern und den arbeitsharten Händen, dem die Güte der edlen Dame zur Zeit ſchwerer Krankheit im eigenen Hauſe Troſt geſpendet und die Sorgen gebrochen! Darum war ihre rührende Teilnahme nur zu erklärlich. Da zeigte ſich die alte Mamſell Hartmann mit verweinten Augen oben auf der Terraſſe, trocknete ihre Tränen mit dem Schürzenzipfel, wollte etwas ſagen, mußte es aber vor Schluchzen hinunterſchlucken. Ein Fenſter wurde geöffnet und des Grafen ehrwürdiges Patriarchengeſicht mit dem wallenden weißen Bart erſchien im Rahmen desſelben., Wie ſah der alte Herr bleich und vergrämt aus. Aber man merkte es ſeinem faltigen Antlitz doch an, wie wohl ihm die Teilnahme ſeiner Leute tat.

Endlich, endlich iſt der Arzt da, ein wortkarger Mann, den all das Elend ſeines Berufs hart gemacht. „Es ſteht ſehr ſchlecht,“ ſagt er. „Das Leben der Gräfin hängt am ſeidenen Fädchen. Der ſchnellſte von euch eile unverzüglich ins Dorf zur Apotheke und laſſe hier dieſes Rezept anfertigen. Von dem Medikament hängt alles ab, darum darf keine Minute vertrödelt werden. Es gilt Leben oder Tod!“ —

„Hier, Herr Doktor, ich bin der Schnellſte!“ drängt ſich ein ſchmucker Burſche mit keckem Schnurrbart und blitzenden Augen heran, das Blatt Papier an ſich reißend und dann davoneilend wie auf Windesflügeln.

Es iſt Heinz Möller, der erſt vor vier Wochen zurückgekehrt iſt und hoch hinaus will, indem er beabſichtigt, drüben im Dorf die Käthe Bertram, ein wohlhabendes Bauernmädchen, zu freien und ſpäter ihres Vaters Wirtſchaft zu übernehmen. Letzte Pfingſten hatte das vielumworbene Mädel ſich nämlich in ſeine Augen verguckt, ihn vor allen andern Tänzern ausgezeichnet und ihm das Jawort gegeben.

Aber in dieſer Stunde denkt der Heinz weder an ſeine Käthe noch an den Bauernhof, er will nur vorwärts, um alles für die Gräfin zu tun, was in ſeinen Kräften ſteht. Kaum fünf Minuten hatte er querfeldein zu laufen bis an den Landungsplatz der Fähre, auf der man über den Fluß ins Dorf gelangt, wo ſich eine Apotheke befindet. Der Fährmann iſt ſonſt nicht gerade an Eile gewöhnt, aber jetzt werden ihm Beine gemacht. Heinz ergreift ſelber die Ruder und ſchon gleitet der Kahn über die grünlich ſchillernden Wellen dahin, ſchneller, immer ſchneller, trotzdem der Fährmann immer wieder mahnt: „Vorſicht, es liegen ſpitze Steine im Waſſer!“ Ein paarmal ſtößt das leichte Fahrzeug auch wohl auf einen harten Gegenſtand, aber man gelangt doch glücklich an das andere Ufer. Da ſieht Heinz ſeine Käthe, ſieht ihren ſtolzen Vater, der mit der Partie gar nicht ſo recht einverſtanden iſt. Sie erwarten, daß er ſie gebührend begrüßt, doch er rennt an ihnen vorbei und ſagt nur: „Ich habe keine Sekunde Zeit!“

Eine Viertelſtunde ſpäter hat er die Tropfen, von denen ſo viel abhängen ſoll, in der Hand und eilt wieder der Landungsſtelle zu. Aber da ruft ihm der Fährmann ſchon mit höhniſchem Grinſen entgegen:

„Nur nicht ſo eilig, heute fahre ich nicht mehr! Der Kahn iſt leck geworden und das gründlich, das kommt von ſolcher Ueberſtürzung! Ja, ſieh nur, wie das Waſſer eindringt. Willſt du heute noch heim, dann mußt du warten, bis die Fiſcher zurück ſind, oder mußt bis zum nächſten Dorf laufen. Vielleicht ſetzt dich dort jemand über.“

„Ich muß ſofort über den Fluß! Das Leben der Gräfin ſteht auf dem Spiel!“ erwiderte er verzweifelt und ſchaut um ſich, ob niemand helfen und raten kann.

Da ſteht Käthe mit ihrem Vater an ſeiner Seite. „So nimm doch Vernunft an,“ ſpricht dieſer. „Was nicht geht, das geht eben nicht, wenn es ſich auch um eine Gräfin handelt.“

Der Fiſcher Pators kommt in einer halben Stunde,“ meinte Käthe darauf, ihres Bräutigams Hand ergreifend. „Du kommſt ſo lange mit uns. Die Zeit iſt ſchnell verplaudert.“

Doch Heinz iſt in ſeiner Aufregung furchtbar unliebenswürdig. Er reißt ſeine Hand unſanft aus der ſeiner Braut, und ruft mit bebender Stimme aus: „Ihr verſteht das nicht! Jede Sekunde iſt koſtbar. Gibt es keine andere Möglichkeit, ſo habe ich gottlob beim Militär das Schwimmen vorzüglich erlernt. Platz da, Leute!“

Damit entledigte er ſich ſeiner ſchweren Stiefel, ſowie der Jacke, nimmt das kleine Fläſchchen mit den ſtarken Tropfen zwiſchen die Zähne und ſchickt ſich an, ins Waſſer zu ſpringen. Umſonſt beſchwört Käthe ihn, es nicht zu tun, umſonſt verſichert deren Vater, daß er ſich den Tod holen werde, da es die Nacht gefroren habe. Man ſchreibe heute den 5. Novomber.

Alles iſt vergebens, er iſt nur von dem einen Gedanken durchdrungen, der Gräfin Hilfe zu bringen. In Gottes Namen wagt er alſo den Sprung in die eiſig kalten Fluten und ſchwimmt trotz der ſehr ſtarken Strömung ſchnell vorwärts. Er hat ſich das leichter gedacht und er ſieht wohl ein, daß dieſe Tat ihm den Tod bringen kann. Aber es muß ja ſein!

Und nun ſteht er durchnäßt von oben bis unten mit klappernden Zähnen am anderen Ufer. Ganz ſchwarz iſt es ihm vor den Augen, er fühlt ſeine Sinne ſchwinden. Aber er erkennt von den Leuten, die da auf ihn zuſchreiten, den Grafen und den Arzt. Dieſem übergibt er das Glas, Dann bricht er zuſammen.

— — —

In der kleinen, aber blitzſauberen Taglöhnerwohnung der Familie Möller iſt die Sorge eingekehrt mit ihrem finſteren Geſicht. — Heinz, auf den die alten Eltern ihre ganze Hoffnung geſetzt, Heinz, der treue Knecht, liegt infolge ſeiner Heldentat am Gelenkrheumatismus ſchwer krank darnieder. Nicht umſonſt hatte er ſein Leben aufs Spiel geſetzt. Das Medikament regte die verſagende Herztätigkeit der Gräfin damals ſo kräftig an, daß die Kriſis ſchon nach wenigen Stunden vorüber war und die Beſſerung zuſehends fortſchritt. Und nun ſchien es, als ſollte der Retter ſtatt ihrer dem Tode geweiht ſein.

Wochenlang lag Heinz Möller jetzt ſchon hoffnungslos auf ſeinem Schmerzenslager. Sein einziger Troſt war, daß er ſein Leben nicht umſonſt preisgegeben.

Heute, an einem kalten Wintertag, erſcheint Käthe in der Tagelöhnerſtube, als der Arzt eben gekommen iſt und Heinz in tiefem Schlummer liegt. „Ich möchte nun endlich Gewißheit haben, wie es mit meinem Bräutigam wird,“ ſpricht ſie in ſo erregtem Ton, daß der Kranke davon wach wird. Aber man merkt das nicht.

„Nun, wenn er auch mit dem Leben davon kommt, ſo wird er doch ein ungeſunder, herzleidender Menſch bleiben“ antwortete der Arzt in ſeiner rückſichtsloſen Offenheit.

„So, das iſt alſo Ihre Meinung! Aber dann wird niemand von mir verlangen können, daß ich ſeine Frau werde.“

Wie ein Dolchſtich mitten ins Herz trifft Heinz dieſe Bemerkung der Geliebten, deren Betragen ihm ſchon längſt Anlaß zu Zweifeln an der Echtheit ihrer Treue gegeben. Jetzt weiß er es, wie ſie denkt. Da richtet er ſich wie in einem wirren Fiebertraum empor, reißt den Ring von ſeinem Finger, wirft ihn ihr vor die Füße und ſtöhnt: „Nein das ſoll niemand von dir verlangen. Nimm hin, was dein iſt!“ —

„Es geht zu Ende! O Gott, o Gott, nimm mir mein Liebſtes nicht!“ hört Heinz ſein Mütterlein jammern. Und dann fühlt er eine weiche Hand auf ſeiner fieberheißen Stirn und hört eine ihm ſo wohlbekannte Stimme ſprechen: „Weint nicht, Mutter Möller; Gott wird ihn nicht ſterben laſſen. Ich muß ihm ja doch noch danken, was er für mich getan hat.“ Da reißt er die Augen auf und ſchaut auf das milde, gütige Matronengeſicht der Gräfin. Ein ſeliges Lächeln gleitet über ſein bleiches, abgezehrtes Geſicht und er fühlte, daß es beſſer werden wird.

An ſeiner Mutter Seite ſteht, wie ſtutzend, ein großes, ſtattliches Mädchen mit goldblondem Haar. Das ſchöne Geſicht trägt den Ausdruck innigſten Mitleids, und in den blauen Augen glänzen helle Tränen. Der Kranke erkennt die Fremde lange nicht, er weiß nur, daß es Käthe, die hartherzige nur an ſich ſelber denkende Käthe nicht iſt. Er ſieht dies Weſen noch oft an ſeinem Lager, ſeine Stirn kühlend, ihm den Fiebertrank reichend, ihn tröſtend und mit der Aufopferung wahrer Liebe für ihn ſorgend. Friederike Peters iſt es, die er vor ſeinem Eintritt beim Militär noch als Kind mit langen Zöpfen geſehen und die jetzt zur lieblichen Jungfrau erblüht iſt. Sie iſt des Schäfers Tochter vom Nachbargut und kam hieher, um Mutter Möller bei der Krankenpflege zu unterſtützen. Ihr Anblick läßt Heinz mehr und mehr die Treuloſigkeit ſeiner nun mit einem reichen Bauernſohn verlobten ehemaligen Braut vergeſſen und erfüllt ihn mit dem tröſtenden Bewußtſein, daß ihm auf Erden doch noch ein großes Glück blühen werde.

Dank der vorzüglichen Pflege, die ihm zuteil wurde, und des rührenden Anteils, den die gräfliche Familie an ihm nahm, erholte ſich Heinz Möller, als der Frühling mit Sang und Klang ins Land zog, wider alles Erwarten vollſtändig von ſeiner ſchweren Krankheit und wurde ein geſunder, kräftiger Mann wie früher. Es blieb, trotz der Vorherſage des alten Arztes, kein Herzfehler bei ihm zurück. Er wurde gräflicher Kutſcher, führte Friederike Peters noch ehe das Jahr um war, als Gattin heim und erntete in der Folgezeit reichlichen Lohn für ſeine Treue.

Der König.

Von Heinz Steguweit.

Nein, was Zirkus Mundi an Berberlöwen zu zeigen hatte, ging über die Norm allen Durchſchnitts, ah, das waren Majeſtäten, die kaum geboren, der Sandwiege Afrikas entwöhnt wurden und im Eiſenbaum des Zwingers im Rhythmus der Piſtolen ihre Faxen lernten. Und dennoch: Wer müßig am Käfig ſtand und vom Phosphor ſolcher Augen ſich ſtechen ließ, wer dieſe Beſtien ſah, wenn ſie, die gewaltigen Mähnen auf die Vorderpranken geduckt, ihren Fraß verdauten, der ward trotz Gittern, Peitſchen und Piſtolen eines eiſigen Schauderns inne, da dieſe vierbeinigen Despoten mit giftgrünen Bauern die Schmach ihres erloſchenen Königtums nicht vergeſſen wollten.

Und ſo geſchah denn auch eines Tages das Entſetzliche: Eines der Löwenpaare hatte ein Junges geworfen, ein niedliches, ſammetzartes Weſen, putzig wie ein Kätzlein im Nähkorb. Da war der kühne Bändiger vor den Augen des Publikums in den Zwinger geſtiegen, das ſaugende Berberkind von den Zitzen der Mutter zu nehmen, weil die Eiferſucht des knurrenden Vaters den kleinen Störenfried ſeines Eheglückes nicht dulden zu wollen ſchien. Aber über alle eheliche Eiferſucht wucherte mit plötzlicher Gewalt die Vaterliebe des Königs: Kaum hatte der Bändiger das Junge durch den Spalt der Zwingertüre gereicht, als mit felſenſchwerem Satz der Alte dem Kindesräuber auf den Rücken flog, ihm mit eiſerner Umarmung den Bruſtkorb zerhackte und ſeinen Nacken mit dem kochenden Hauch ſeines Rachens verbrannte, bevor er ihn an Armen und Beinen furchtbar zerfleiſchte.

Das waren Sekunden ſtehenden Atems, bis auf das Geſchrei des verwirrten Volkes ein paar kühne Wärter kamen, die nach drei blinden Piſtolenſchüſſen den ſchwerverletzten Bändiger aus dem Käfig trugen.

Freilich, die Glut einer glühenden Sommerſonne tat das Ihrige dazu, die Stimmung der lärmenden Menſchen zu ſiedender Erregung aufzujagen, die Kunde des blutigen Geſchehens flog durch die Stadt, und Haufen von Gaffern kamen, den Löwen zu ſehen, der den Diebſtahl ſeiner königlichen Vaterſchaft rächen wollte.

Da lag der Urgewaltige wieder auf ſeinen biegſamen Tatzen, immer noch ſprungfertig leckte er das zuckende Maul, an deſſen Lefzen er den Blutgeruch eines Menſchen kleben fühlte. Er allein vor Tauſenden jener erbärmlichen Kreatur, die die Majeſtät ſeiner Wüſtendynaſtie ſo feige zu knechten ſich erdreiſtete. Er war ſich immer noch der König, der Gefürchtete, war ſich ſeines Adels trotz Gittern und Piſtolen ewig bewußt.

Aber, ſchwankte da nicht das Gitter? — Waren die Maſſen nicht abermals Maſſen geworden, die ſich orkanhaft in die Ohren ſchrien, ſich ſchoben, ſtießen und wälzten? — Gewitterſchwanger hing träge und ſchwül die Luft, eben noch hatte ein Blitz mit zackigem Feuer das Blei der Wolken zerriſſen. Wie der Schleichtritt neuen Unheils hörte ſich das Knittern des Donners an.

Und da geſchah es wiederum, das neue Werk des Entſetzens: Vor der Brandung des lärmenden Volkes ſprang die Türe des Zwingers auf, flink wollte ein beherzter ſie ſchließen, aber ein Kind war ſchon in den Käfig gefallen, ein zappelnder kleiner Bube, deſſen Mutter ſoeben mit weißem Schrecken hinter dem Gitter zuſammenächzte.

Stille. — — —

Kein Wärter und Helfer kam. Kein Gendarm, weder Peitſche noch Piſtole. Nur die Beſtie regte ſich behäbig, ohne lüſternen Haſt auf den winſelnden Buben zu, packte ihn ſorgſam mit den Zähnen am Kittel und trug ihn ſo in eine Ecke des Käfigs, wartete, bis alles ſchreiende Volk geflohen war und nur noch die zitternde Mutter des Knaben vor den Maſchen des Käfigs kniete.